

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 54.

Posen, den 27. August 1927.

Nr. 54.

Copyright by Atlantic Verlag, Leipzig.

Krasputin der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichader.

30. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Gutmütig schob er den Freund aus dem Saal und setzte sich selbst an den Schreibtisch zurück.

„Ach was! — es ist nichts...“ sprach er vor sich hin. „Mutter Zushuscha war immer gesund.“

— Vor seinem Fenster sang klagend der Wind...

— „Halten Sie hier!“ sagte Krasputin schnell zu dem Fahrer und sprang von dem Trittbrett des bremsenden Autos herab. „Sie können zurückfahren. Warten Sie drüben am Platz vor dem Denkmal!“

Er bog um die Ecke der breiten Allee und schaute sich prüfend und vorsichtig um. Dann ging er mit schnellem Schritt durch einen Park auf ein großes Haus zu, das versteckt hinter Bäumen und Anlagen stand. Er läutete kurz. Eine Zofe schloß auf, knixte leicht und ließ ihn in den Vorraum hinein.

Er nickte ihr zu. Sie errötete tief und nahm Mantel und Hut.

„Frau Marquise erwartet Sie im Boudoir,“ sagte sie mit vertraulichem Blinzeln im Blick. „Herr Marquis ist verreist...“

„Rader!“ lächelte er und strich über ihr Haar nach dem Rücken hinab.

„Bitte — nicht!“ hauchte sie, plötzlich zitternd und bleich. Fassungslos lehnte sie ihren biegsamen Leib gegen Krasputins Arm. Er ging ruhig voraus. Mit brennenden Augen stieg sie eilig nach...

Die junge Marquise stand dicht an der Tür und schlang beide Arme heiß um seinen Hals, als Krasputin eintrat.

„Nikolaj! — Endlich! Nach so langer Zeit wieder einmal — ach — du! Endlich habe ich dich!“

Er schloß ihr mit Rüssen den stammelnden Mund und preßte sie an sich. Sein Blut wachte auf an dem Duft ihrer zarten, gepuderten Haut.

„Maud! Süße! — Ich sehnte mich immer nach dir! Die eine Nacht, die du mir schenkest in Rom, liegt mir noch im Blute. Hier — fühl' nur mein Herz! Wie es hämmert und klopft.“

Sie suchte sein Herz mit der zärtlichen Hand. Als sie seine Haut streifte, zuckte sie auf wie von einem Schlag. Ihr blaueschwarzes, kurzes, gekräuselteres Haar fiel flatternd zurück. Das klassische, edelgeformte Gesicht schrie in weher Sehnsucht zu Krasputin auf. Ihr brennender Blick war vor Tränen umflort.

Er sog ihre Schönheit voll Lust in sich ein. Mit zitternden Händen hielt er ihren warmen, begehrliehen Leib und zog sie zum Diwan —

„Nein!“ bettelte sie. „Nicht hier! Drüben — komm!“

Sie griff nach dem Vorhang und schob ihn zurück. Eng an Krasputins rechte Schulter geschmiegt, das

Kleid halb geöffnet, bog sie ihren weißen, geäderten Hals zum Kusse nach ihm und stieß selbst die Tür zum Schlafzimmer auf.

Da... fuhr sie zurück, — schrie vor Schreden und Angst, — einen gellenden Schrei. Ihre Faust krampfte sich in den Vorhang hinein.

... In der Tür stand stumm eine hohe Gestalt, die Hand auf der Lehne des prächtigen Betts, und sah sie starr an, ... mit gestorbenem Blick. Verzweiflung, Haß, Grauen sprach aus diesem Blick... er ließ sie nicht los...

„Herr Marquis?!“ staunte Krasputin selbst erregt. Auch er war verwirrt, doch beherrschte er sich.

Marquis Contiflor drehte langsam den Kopf nach dem Russen herum. Ein verächtlicher, müder Zug spielte dabei um den herrlichen Mund, der dem stolzen Gesicht etwas Drohendes gab. Langsam, ohne ein Wort ging er auf beide zu, schloß die Tür und schritt in das Zimmer hinein.

„Alfonso!“

Die junge Marquise schrie auf vor seinem Gesicht und streckte die zitternde Hand nach ihm hin.

Er sah mit dem toten Blick an ihr vorbei. Drei Schritte vor Krasputin machte er Halt. Die Augen der Männer begegneten sich in lautlosem Kampf. — Das Hupen der Autos drang fern und gedämpft wie aus anderer Welt von der Straße herein und hob noch die Stille des schweigenden Raums.

„So sprich doch nur! — Sag etwas! —“ bettelte Maud. „Es ist ja so grauenhaft, wenn Ihr nicht spricht! Ich kann es nicht ansehen!“

Wimmernd sank sie auf den Diwan und preßte den herrlichen Kopf in die Kissen hinein.

Ein Zucken sprang in das Gesicht des Marquis. Wie inneres Weinen, das wieder verlief.

„Setzen wir uns!“ sagte er starr und hart. „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, mein Herr!“

Der Russe versuchte ein Lächeln. Sein Stolz litt unter der Lage, in der er jetzt war.

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung und bin zu jeder Verantwortung gern bereit,“ erklärte er leicht hin und nahm einen Stuhl, nachdem sich der andere vor ihm gesetzt. Ein runder Tisch trennte ihn von dem Marquis.

Der ältere ließ keinen Blick mehr von ihm.

„Sie kennen mich, — wissen, was Sie mir getan. Die Situation spart mir den Kommentar. Und auch den Beweis —!“ setzte er schnell hinzu. — Er rang um Beherrschung. — „Wie ich es erfuhr, — wodurch ich Verdacht faßte, daß mich diese Frau drüben schamlos betrog —“

„Verzeih!“ — schrie Maud auf.

Er sah nicht nach ihr hin. Er stockte nur kurz.

„— das hier zu erklären erspare ich mir. — Sie haben das Schild meiner Väter beschmutzt!“ fuhr er plötzlich auf. Zum erstenmal bligten die Augen im Zorn.

Auch Krasputin packte so etwas wie Wut. Er kam sich so lächerlich vor. Dieser Ton ging ihm auf die Nerven. Er hatte fast Mitleid mit dem alten Mann, doch ärgerte ihn dessen starres Gesicht. „Bin ich Krasputin, oder bin ich es nicht?!“ schoß es in ihm auf.

Er reckte ein wenig die Schultern und legte sich lässig im Stuhle zurück.

„Ich schlage vor, daß wir den peinlichen Fall mit etwas weniger Pathos besprechen. Nicht wahr, Herr Marquis? — Was ist, ist geschehen und nicht mehr zu ändern. Und daß ich bereit bin, auch die Konsequenzen des Falles zu tragen, betonte ich selbst schon.“

Der andere preßte die Lippen zusammen.

„Die Schmach meines Hauses, — den Ehebruch einer Marquise de Contiflor sühnt man nicht durch eine indische Wunde, nicht durch ein Duell mit Pistolen und Degen. Man bringt den Skandal auch nicht unter die Leute. Man sühnt solche Handlung nur mit seinem Leben!“

„Alfonso!“ schrie Maud auf und warf sich dem Gatten verzweifelt zu Füßen. „Kein Blut meiner wegen! Tu alles, nur das nicht!“

Er sah eine Zeitlang stumm auf sie hernieder. Sein weher Blick streifte den herrlichen Körper, der sich vor ihm wand, in erschütternder Trauer.

„Nimm dir einen Schal um!“ bat er, mühsam sprechend.

Sie fühlte erst jetzt ihre offene Kleidung. Sie legte das Tuch hastig um ihre Schulter und floh aus dem Zimmer. Ihr Gatte hob seufzend den Kopf nach dem Russen. „Ich will keinen Mord.“ Seine Stimme war heiser. „Gott selber soll richten. So will es der Brauch meines alten Geschlechtes. Nur einer von uns ist zuviel auf der Erde. Und wer dieser ist, wird die Angel entscheiden.“

Er zog aus der Tasche ein zierliches Kästchen aus Elfenbein und hob den Deckel nach oben. Der einzige Inhalt bestand in zwei Kugeln, die er auf den Tisch warf, daß sie leise surrten. Die eine war weiß und die andere dunkel.

Der Russe erkannte auf einmal die Absicht, die der Marquis hatte.

„Sie wünschen ein Gottesduell mit den Kugeln?“ frag er, unbehaglich berührt von dem Starrsinn des Gegners.

Der ältere nickte.

„Ja. In dieser Stunde! Bevor wir uns trennen. Sofern Sie ein Ehrenmann sind und kein Schurke. Ich nehme das an, denn sonst hätte mein Browning Sie niedergeschossen.“

Dem Russen stieg Feindschaft und Zorn in die Schläfen. Sein tiefblaues Auge war plötzlich geweitet. Sein Blick sprang den Feind an.

„Ich bitte — die Regeln!“ rief er scharf und schneidend.

Der andere nahm eine kostbare Urne, die auf dem Ramin stand und legte die Kugeln tief auf ihren Boden.

„Ich habe das Recht, als der schmachvoll Gefränkte aus diesem Gefäß eine Kugel zu ziehen. Die Farbe entscheidet. Weiß heißt: ich darf leben, und schwarz: ich muß sterben. Die Kugel, die übrig bleibt, spricht dann Ihr Urteil. Zieh ich aus der Urne die Kugel des Lebens, dann müssen Sie sterben. In zweimal zwölf Stunden sind Sie dann verpflichtet, sich selber zu töten, sofern Sie ein Mann sind.“

„Und ziehen Sie schwarz?“

„Scheide ich aus dem Leben, und Sie — können gehen.“ — Er legte ein Tuch sorgsam über die Urne und schob das Gefäß nach dem Russen hinüber.

„Ich bitte Sie jetzt, diese Kugeln zu schütteln, damit ihre Lage mir nicht mehr bekannt ist.“

Ein kalter Hauch glitt über Krasputins Rücken. Er fühlte auf einmal ein heimliches Frösteln. Er hielt in den Händen sein eigenes Schicksal, und wußte nicht, ob dieses Schicksal nicht Tod war.

Mit kräftigem Ruck stieß er gegen die Urne. Er hörte die Kugeln im Inneren laufen. Es war ihm, als rollten sie über sein eigenes Rückgrat.

„Nun? Fertig?“ — frag der Marquis mit dem stets gleichen Ausdruck des stolzen Gesichtes.

„Ja,“ nickte der Russe.

Der andere schob seine Hand in die Urne, indem er das Tuch einen Spalt breit zurückzog und gleich wieder fallen ließ. Abgewandt wählte er zwischen den Kugeln. Der Russe ließ keinen Blick von seinen Händen. Sein Herz klopfte laut. Seine Blauaugen stachen.

Eine — zwei — drei Sekunden blieb der Arm des Marquis in der indischen Urne, dann zog er die Hand langsam wieder nach oben und streckte sie stumm nach dem Gegner hinüber. Die Kugel war — weiß! Eine Kugel des Lebens. — Für Krasputin . . . Tod!

Langsam rückte der Russe den Kopf nach dem Gegner. Sein Auge biß sich an dem Blick des Marquis fest. Die schwarze Pupille im Kranz tiefer Bläue stand fast unbeweglich in seltsamem Leuchten.

„Die Kugel — ist — schwarz!“ sagte er laut und deutlich. „Sie zogen das schwarze Los! Schwarz ist die Kugel!“

Die Hand des Marquis zuckte heftig zusammen. Er starrte die Kugel an, die auf den Tisch fiel und blendend und schillernd nach seinem Platz rollte.

War sie denn nicht weiß?! — Eben sah er doch deutlich, — daß sie hell und weiß war! Jetzt wußte er nicht mehr die Farbe zu sagen. Er sah weiße Flecken, doch auch schwarze Tupfen, — die unheimlich wuchsen, — das Weiße verschlangen und nur noch das Schillernde, Blendende ließen!

„Sie sehen wohl, daß diese Kugel da schwarz ist?“ vernahm er die tonlose Stimme des Russen.

„Ja — schwarz!“ hauchte er, sich vom Stuhle erhebend. „Ich weiß, daß sie schwarz ist.“

Der Russe nahm hastig die Kugel vom Tische und warf sie zurück in die indische Urne.

„Das heißt, daß ich frei bin, nicht wahr, Herr Marquis?“

„Gewiß. Daß Sie frei sind. — Ich werde mich töten.“

„Nein!“ wehrte ihm Krasputin und gab den Blick frei, den er festgehalten. „Ich will keinen Mord. Das Duell ist entschieden. Sie haben verloren, gewiß . . . Ich verzichte jedoch auf die Urteilsvollstreckung. Ihr Leben steht wieder zu Ihrer Verfügung.“

„Halt! Bleiben Sie!“ rief der Marquis in Erregung. „Was wagen Sie mit meiner Ehre zu spielen, die nur mir gehört! Ein Duell ist kein Schachspiel. Ein Contiflor stirbt oder tötet den Gegner, der ihm solche Schmach tat. Sie haben mein Wort vor der Mutter Madonna. Hier ist die Erfüllung!“

Noch ehe ihn Krasputin festhalten konnte, riß er aus der Tasche den silbernen Browning und hielt ihn sekundenlang gegen die Schläfe.

„Halt!“ brüllte der Russe — zugleich mit dem peitschenden Knall eines Schusses.

Der alte Marquis hielt sich tastend am Sessel . . .

„Ich . . . Maud . . . schwarze — Ehre . . .“ — nur stammelnde Laute. Sein Körper brach in sich mit flatternden Händen stückweise zusammen und rollte zu Boden . . .

Maud stand in der Thür mit flatternden Haaren und flackernden Augen . . .

„Was war — das?! — Alfonso! Zu Hilfe! — Zu Hilfe!“

Aufweinend und schreiend umschlang sie den Leichnam.

„Er hat sich erschossen!“ schrie Krasputin heiser und starrte gebannt nach dem Toten hinüber.

Die Hand des Marquis rutschte langsam vom Sessel, an dem sie sich noch im Fall festgehaft hatte, und sackte mit dumpfem Laut schwer auf den Boden . . .

Der Blick der gebrochenen, glänzenden Augen sah drohend und starr nach dem Russen hinüber. Ein winziger Blutstreifen lief zwischen ihnen herab nach dem Halle . . .

(Fortsetzung folgt.)

Schwüle.

Von Clara Blüthgen.

Schwer liegt die Schwüle auf der großen Stadt.
Das Straßenleben pulst erschöpft und matt.
Die Hitze prallt von jeder Häuserwand,
Der Asphalt dampft im heißen Mittagsbrand,
Der Bäume werfen scharfschneidende Schatten —
Schon angeglühtes Laub auf den Rabatten — —
Ermüdet schleicht das Wasser der Kanäle,
Schmiegt sich, leis gluckend an der Dallen Pfähle.

Und dieser Druck im mütterlichen All
Wetzt in der Menschenbrust den Widerhall,
Was da aus unbekannten Weiten weht,
Verkörpert sich zur Angst, die mit uns geht —
Ein Etwas, das aus Luft und Erde ruft —
Es liegt Gewitterstimmung in der Luft!
Die Sonne flieht — der Himmel aschensahl —
Befreiend laufe nieder, Blühesstrahl!

Bully baut einen Radio.

Ich traf Bully auf der Straße, mit einem Niesenpaket bewaffnet. Er, der sonst immer Zeit zu einem kleinen (oder längeren) Schwatz hat, schien mir heute weder Rede noch Antwort stehen zu wollen, sondern trippelte nervös von einem Fuß auf den andern und suchte vor allem das Paket meiner Aufmerksamkeit zu entziehen. Aber ich tat ihm den Gefallen nicht, mich starblind zu stellen. Mit dem Recht alter Freundschaft fragte ich schließlich unerbittlich — obwohl ich heilende sonst nicht neugierig bin! — „Ja, was hast du denn da in dem Paket?“ — Bullys Miene war ein drolliges Gemisch von Verlegenheit und Stolz, als er mir erwiderte: „Ich will bauen!“

Mir schwebte sofort ein entzückendes Heim am See vor, mit Terrasse und Dachgarten... glücklicher Bully! — Ja ja, den Seinen gibst du der Herr im Schale! Aber als ich dann fragte: „Wo denn?“ sah Bully mich sehr verwundert an und begriff schließlich meinen Jargon. Er lachte: „Mein, du, zu einem Haus langt es nicht, aber ein Radio will ich mir bauen. Ich habe mir alle Zubehörsache gekauft, und jetzt soll es losgehen! Morgen fange ich Neuhof auf, ich habe meiner Frau versprochen, unseren Horizont etwas zu erweitern.“

„Aber Bully,“ sagte ich vorwurfsvoll, „wie kannst du auf einen so unsinnigen Gedanken kommen! Das wird dir viel teurer, als wenn du einen fertigen Apparat kaufst, du kannst doch mit der Massenfäbrrikation nicht konkurrieren, und wie er dann funktioniert, kannst du auch nicht voraussagen!“

Aber zu Bullys hervorstechendsten Eigenschaften gehörte eine unbefriedigende pommerische Neugierigkeit. Wahrscheinlich hat er in seinem Innern gedacht: Du Idiot kannst es natürlich nicht! Aber äußerlich war er großmütig mit Kleingläubigen gegenüber und sagte: „Du kannst ja einmal zusehen, ich telefoniere dir, wenn alles in Ordnung ist!“

Aber er telefonierte am nächsten Tage nicht und auch nicht am übernächsten. Doch nach acht Tagen traf ich ihn wieder, zufällig. Er trug den rechten Arm in der Binde und sah sehr leidend aus. Erschrocken begrüßte ich ihn. „Aber was ist dir denn passiert, Bully?“ fragte ich teilnehmend.

„Ich habe Pech gehabt,“ sagte er mit einem erzwungenen Lächeln; „als ich neulich abends die letzte Hand an meinen Radio setzen wollte, fiel die Glühlampe um, und ich verbrannte mir die Hand. Das war überhaupt der Pechtag, an dem ich unseren echten Teppich im Wohnzimmer verdorben habe, aber das weißt du wohl schon?“

„Keine Ahnung! Woher sollte ich das wissen?“ sagte ich.

„Ja, weißt du, das ging so zu. Ich hatte den Akkumulator gekauft und kam damit nach Hause. Da rief meine Frau mich aus ihrem Zimmer, und ich stellte den Akkumulator rasch auf den Boden. Du weißt, meine Frau wartet nicht gern, wenn sie etwas von mir will! Und in der Eile achtete ich nicht darauf, daß ich das Ding auf den Kopf gestellt hatte. Als ich wieder hereinkam, war die Säure ausgelaufen und hatte ein mächtiges Loch in unseren schönen, teuren Teppich gebrannt. Und an dem Abend ist dann auch unser Dienstmädchen ins Krankenhaus gekommen.“

„Nanu?“ sagte ich erstaunt, „was fehlt der denn?“

„Ich sage dir ja, es war ein Pechtag. Ich stieg aufs Dach, um an der Antenne etwas in Ordnung zu bringen, dabei löste sich ein Ziegel und fiel dem Mädchen, das auf unserem Balkon stand, auf den Kopf. Glücklicherweise ist sie mit einer Gehirnerschütterung davon gekommen. Und ich selbst habe mir dann noch den Fuß verstaucht, als ich dem Mädchen schnell zu Hilfe eilen wollte und in der Eile die letzten Stufen der Treppe herunterrutschte. Aber das ist nicht so schlimm geworden; siehst du, ich humpel nur noch ganz wenig. Und das heißt schon wieder, aber mein Aufnahmeapparat heißt nicht wieder!“

„Hat der sich auch den Fuß verstaucht?“ fragte ich böser Ärmungen voll.

„Du kennst ja das alte Sprichwort: Ein Unglück kommt selten allein,“ sagte Bully mit ziemlich düsterer Miene, die bei ihm sehr ungewöhnlich war und deshalb besonders mißliebend wirkte. „Als wir nun, erschöpft von den schweren Erregungen der letzten Stunden — denn du kannst dir wohl denken, daß das Loch im Teppich meiner Frau schwer aufs Herz gefallen war — endlich ins Bett legten und uns dem wohlverdienten Schlummer hinaben,

führten wir plötzlich auf von einem Donnergetöse, das aus dem Wohnzimmer kam. Meine Frau stürzte hinüber, ich humpelte mühsam hinterdrein: mein Empfangsapparat lag in tausend Stücken am Boden: der Elitz hatte in die Antenne eingeklagen, denn ich hatte vergessen, sie zu erden!“

„Nun, lieber Junge,“ sagte ich, um ihn zu trösten, „das ist ja nicht so schlimm, denn mit dem Empfänger, den du gebaut hastest, würdest du doch nicht allzu viel gehört haben!“

Er sah mich tiefverlezt an. „Ich habe jetzt auch beschlossen, alle Apparate fertig zu kaufen, es wird wohl richtiger sein. Aber was hast du eigentlich da in deinem großen Paket?“

„Ich wurde sehr verlegen. „Ach nichts,“ sagte ich etwas widerspruchsvoll, „das sind bloß ein paar Besorgungen für meine Frau.“

Wir trennten uns, und ich ging heim, aber mich umgautelten Bücher in Teppichen, verstauchte Füße, verbrannte Hände, zerfallene Schale und explodierte Apparate... Aber Bully wird eben nur zu ungeschickt gewesen sein! Wenn ein Mann wie ich sich daranmacht... Und ich betrachtete mein großes Paket mit liebevollen Blicken.

Mice Winter.

Die Kasteen. *)

Von Ernst F. Löhndorff.

Am andern Morgen Aufbruch, stundenlanges Weiterrollen, bis ein paar Dutzend grauer Häuser neben der Eisenbahnstrecke auftauchten. Santa Anna!... Dann zu Fuß und zu Pferde weiter die Soldaten in unsichtbarer, lautloser Kaserne durch die Büsche trotzend, die Mästen im Kampffieber gebläht — wir zu Pferde dahinter. Knisternde Flammen, schwarze Rauchsäulen hinter uns in den Himmel steigend. Einzelne Schüsse, später knatternde Salven, zirkende Geschosse, gellendes Geschrei... und über Kürbissen gespannte Menschenhaut dumpf und traurig lautend.

Das Terratin senkte sich. Unten lag ein grünes, lachendes Tal mit Obstbäumen; ein Fluß in vielen Windungen glühend, eine große Anzahl Häuser, eine Stadt bildend, mit ragendem Kirchturm; dahinter ein nackter, von weißem Geröll überrieselter Berghang, auf dessen scharfgratigen Rücken ein hohes Steinkreuz perlmutterfarben im blauen Horizonte stand. Rechts und links von uns öde Hänge; Steine, Sand und unübersehbare Kasteenfelder, von natürlichen Straßen, wie mit dem Lineal angelegt, zerteilt.

Zu unseren Füßen knallte es fortwährend, blaue Wölkchen lagen wie Ketten aneinandergehängten Christbaumkugeln auf den sattgrünen Feldern, und die Naquis rannten triumphierend schreiend hinab.

Dort! brüllte Romero neben mir. Ich folgte der ausgestreckten Hand. Da liefen durch die Büsche, bald unsichtbar, bald wieder auftauchend, Menschen; an den schwarzen Hüften als Feinde erkennbar... und drangen durch einen breiten Gang in die Kasteenfelder hinein. Zehn, zwanzig, mehr... immer mehr. Sie tröteten heinabe wie die Naquis, aber oft stolperten sie, als ob sie erschöpft seien. Ein gellender Schrei kam von Romeros Lippen... das Fieber, das Fieber der Menschenjagd... das Nesthitzer vergeblich abzuwehren wollen... rieselte wie eine heiße Woge durch meinen Körper, und an Romeros Seite trabte mein Brauner den Leuten nach.

Vor uns, hinter uns, zu beiden Seiten... waren plötzlich Naquis, trabend wie unsere Pferde, mit diesen Schritt haltend. Ein Trommler lief neben mir; das Gewehr in der Rechten und mit der Linken seinem Instrumente, das meist nur mit einem Schlegel bearbeitet wird... langsame Töne entlodend. Vor uns liefen die Feinde... wir nach.

Einige der Verfolgten blieben öfters stehen, drehten sich um und legten die Gewehre auf uns an, ohne jedoch einen Schuß abzugeben.

Keine Munition! Schüttelte es aus unserem Hausen.

Ich drehte mich um. Die anderen Reiter waren nicht mehr zu sehen. Es kümmerte mich nicht, denn ich mußte weiter. Eine Ahnung, ein Verlangen, etwas Entsetzliches, nie Dagewesenes zu tun, hochte in mir. Und die anderen mußten das gleiche fühlen. Ich sah die glühenden Augen, die arbeitenden Wangenmuskeln der Männer und Burschen, die neben mir liefen. Niemand schrie mehr. Gleichmäßig hämmerte die Trommel.

Die Verfolgten bogen jetzt in einen Weg ein, der wie ein gerader Strich durch die zähen, im dräuenden Stachelgewirr ineinanderverschlungenen Kasteenmassen führte. Nach vorne öffnete sich der natürliche Weg, wurde breit wie ein großes Tor, das den Himmel abschloß.

Wir haben sie!... nicht scheuen! Ich weiß, wohin sie laufen... in den Tod! Den Tod! brüllte Romero wieder.

Die vorne Laufenden hielten plötzlich an, schienen irgendwo hinabzublicken, sprangen wie Mäuse in der Halle nach allen Seiten, versuchten vergeblich rechts und links in die Kasteen zu dringen... prallten wieder zurück. Einige warfen mit wilden Gebärden die Gewehre zu Boden, andere zogen die langen Messer und stellten sich in Positur.

Romero glitt jetzt aus dem Sattel.

Gerunder, Ernster, herunter! Oder du stirbst eines schrecklichen Todes! schrie er.

Ohne den Braunen anzuhalten, sprang ich ab, stolperte etwas und rannte weiter.

*) Aus dem ganz ungewöhnlichen Buch „Bestie Ich in Mexiko“ von Ernst F. Löhndorff, das soeben im Verlag Dietz u. Co., Stuttgart erschienen und zum Preise von M. 0.80 in jeder Buchhandlung erhältlich ist. Wahrer Erlebnis, die die wildeste Phantasie übersteigen.

Laß dich nicht mitreißen, Ernesto! freischte der Yaqui noch-
mal, und dann prallten wir gegen die Leiber der Callesfolbaten.
Wenige Meter hinter ihnen ging ein haushoher Sandhaug im
Winkel von neungig Graden in die Tiefe, in einen Kessel, endete in
Kasernen, unübersehbaren Kasernen, in Klumpen, in Wällen neben-
einander . . . alles eine graugrüne, einfarbige Masse mit Mil-
lionen und aber Millionen von Widerhaken.

Die Feinde wehrten sich verzweifelt mit Händen, Füßen und
Zähnen; aber wir waren um etwa ein Duzend Mann in der
Überzahl, waren mütend wie reizende Vespiten.

Sie mußten hinab, alle hinab. Auch von uns rissen sie einige
mit. Alle rollten, sich überschlagend, schreiend . . . einzeln, in
Paaren, dann wieder sieben, acht, zehn zu gleicher Zeit . . . hinab.
Gineinprallend, aufbrüllend und in entsetzliche Töne fallend, als
die grüne Masse, die mit zähen, ledrigen Armen zupackte . . . ihnen
Tausende von Stacheln, deren jeder einzelne eine kleine, wie Feuer
brennende Garpune war, in die Körper bohrte.

Unmöglich war es, aus der Umarmung dieser verästelten, wie
grüne Korallenbäume aussehenden, geschmeidigen Pflanzen heraus-
zukommen. Wenn man nur zu Fuß im Vorbeireiten gegen diese
Höllengewächse leicht anstieß, so saß ein grüner Klumpen oder
ein langer, ledriger Wulst mit Duzenden von brennenden Stacheln
im Fleische, die nicht nur stachen, sondern noch dazu wie Feuer
wüteten, durch Schuhleder durchgehend . . . man mußte sie mit
zwei Stäbchen förmlich herausreißen, denn was sie hielten, das
hielten sie fest.

Und dort unten lag ein halbes Hundert Menschen in einem
förmlichen See dieser Pflanzen. Eher hätten sie den ganzen Tal-
grund ausreißen und fortzuschleppen können . . . als nur ein Glied
aus den Kasernen zu bekommen.

Die Töne, die von unten zu uns heraufschallten, waren unbe-
schreiblich, und der Jubel, der in unseren Augen leuchtete, war
fürchterlich . . . Aus dem grünen Gewirr hoben sich Arme, Beine,
verzerrte Gesichter . . . wie aus Kasernen hervordringend; Leiber
zuckten, Glieder schlugen wild umher, aber nur sekundenlang. Je
mehr sie sich bewegten, desto fester umschlossen sie die grünen Arme
und desto mehr Stacheln fanden Halt. In wenigen Minuten hin-
gen Duzende von Körpern, die Arme, Beine und Köpfe da unten,
unbeweglich. Und sie schrien, nein, sie schrien nicht; sie brüllten,
kreischten, wimmerten und seufzten, wie verdammte Seelen im
Höllenseuer, und rollten mit den blutunterlaufenen Augen.

Und wir starren hinab, wie hypnotisiert.
Jemand begann zu schreien. Fieberhaft griff alles nach den
Gewehren. Die mit hinabgerissenen Yaquis erhielten zuerst Kopf-
schüsse. Ganz langsam klang das Geschrei unten ab; brach manch-
mal erneut aus, aber immer leiser, immer stöhnender klingend.
Und wir schossen immer weiter. Rote Quellen sprudelten da und wo
Schlangen liefen die Kasernen entlang. Grüne Massen und Stacheln,
verwundte Menschenleiber und rieselndes Blut . . .

Totenstill war es unten, aber wir schossen noch immer weiter.
Wie durch ein geheimes Kommando hörten wir plötzlich gleichzeitig
auf. Und jeder betrachtete seinen Nebenmann, um dessen Gedanken
zu erraten.

Wir brachen auf; hinunter nach Magdalena.
Die Kasernen, die uns umsäumen standen unbeweglich. Eine
Schar fürchterlicher, entsetzlicher Menschen, zog durch in schredlichen
Land. Schredlich waren die kalten Masken der in der Hitze stin-
nenden Berge, der braune Boden, und schredlich waren die Dor-
nenbüsche und die riesigen grünen Felser, in denen Milliarden
von Garpunen staken.

Der Weg senkte sich. Wir kamen über prangende Felser, mit
schneigen Mischklüften bevölkert, ritten unter Obstdäumen dahin.
Verschiedene Reichen, übereinandergeworfen, prasselten auf bren-
nenden Scheitern.

Magdalena war unser. Die Kirchenglocke läutete. Betrunkene
Yaquis taumelten in den Straßen. Stühle und zertrümmerte
Kisten fladerten.

Ich war müde. Ich wollte an der Seite des braunen Yaqui-
mädchens liegen; sie sollte mich streicheln, mich mit den feuchten
Augen ansehen . . . immerzu . . . ununterbrochen . . .

Vielleicht gingen dann die Kasernen mit den Gliedern darin
weg.

Spät am Abend kam der Bahzug mit den jubelnden Frauen.
Ich rauchte, blätterte etwas im Carlisle und ging dann in Romero's
Wagen.

Und die schwermütigen Augen des braunen Yaquimädchens
schenkten mir Schlaf und Ruhe . . .

Aus aller Welt.

Der Kampf Dempsey — Charley. Die Zahlen über das geld-
liche Ergebnis des großen Boxkampfes liegen nunmehr vor. Der
Nickard, der Unternehmer dieses größten sportlichen Ereignisses
des Jahres, hat bekanntgegeben, daß die Zahl der Besucher
84 000 betragen hätte, und die Einnahmen sich auf 4½ Mil-
lionen Mark belaufen hätten. Es war ausgemacht, daß
Dempsey von diesen Einnahmen 27½ v. H., Charley 22½ v. H.
erhalten sollten, jedoch hat Dempsey mit Nickard ein Deckungs-
abkommen getroffen, nach dem dieser eine Viertelmillion Dollar be-
stimmt erhielt. Sehr wesentliche Bruchteile der Einnahmen sind
als Steuern an die Bundesregierung und an den Staat ab-
zuführen gewesen, im ganzen fast genau 15 v. H. Es hat sich so-
mit folgendes Resultat ergeben: Dempseys Anteil 252 759 Dollar,
Charleys Anteil 206 803 Dollar, Bundessteuern 107 500 Dollar,
Staatssteuern 48 370 Dollar, Nickards Anteil 450 562 Dollar. Ein
erkennliches Ergebnis. Der Unternehmer ist verhältnismäßig an
ungünstigen dabei weggekommen, denn man kann ruhig anneh-

men, daß er einschließlich der Bekleidung mindestens eine Viertel-
million Dollar hat ausgeben müssen. Die Vorer selbst aber
haben, der eine über eine Million, der andere über 800 000 Mark
verdient, Zahlen, die in Deutschland, ja selbst im reichen England,
völlig unausdenkbar sind.

Ein neuer Verbrechertitel. Es ist nahezu unglaublich, was die
verbrecherische Phantasie arbeitscheurer Leute alles ausstiftet, um
ohne Mühe zu Geld zu kommen. Das letzte Opfer eines solch
phantastischbegabten Verbrechers war ein Budapest'er Großhau-
mann. Vor ganz kurzer Zeit erschien in einem Geschäft ein flin-
gerer, gut angezogener Herr und verlangte den Chef zu sprechen.
Eine Verhandlung mit dem Proturisten lehnte er ab und erklärte,
er sei Detektiv und nur befugt, mit dem Inhaber selbst zu ver-
handeln. Da dieser in einer wichtigen Konferenz unabsichtlich
war, erschien sein Teilhaber, ein älterer, schwächlicher Mann. Ihm
erklärte der angebliche Detektiv, daß in seinem Geschäft seit Mona-
ten große Diebstähle vorgekommen seien, die die Polizei endlich
aufgedeckt habe. Es sei nötig, daß der Chef selbst mit ihm komme,
um die gestohlenen Waren, deren Wert sich auf etwa 80 000 Mark
beläufte, zu besichtigen. Trokdem der Teilhaber entschieden leug-
nete, daß in seinem Geschäft irgend welche Diebstähle vorgekommen
seien, gelang es dem jungen Mann, ihn zum Mitkommen zu über-
reden. Man bestieg ein vor der Tür wartendes Auto und gelangte
nach langer Fahrt in eine Vorstadtstraße. Hier führte der junge
Mann den Alten in ein Zimmer, schloß hinter sich zu, zog den
Revolver und sagte: „Wenn Sie mir nicht augenblicklich 10 000
Mark geben, schreie ich Sie nieder.“ Der Angeführte, ein schwäch-
licher kleiner Mann, erklärte zitternd, so viel Geld nicht bei sich zu
haben. Der Verbrecher wünschte eine Bankanweisung über den
Betrag. Nach langem Hin und Her einigte man sich darauf, ge-
meinam zum Direktor der Ungarisch-italienischen Bank zu fahren
und dort das Geld zu erheben. Als man vor der Bank aus dem
Auto stieg, hängte sich der Verbrecher in sein Opfer ein. Vor der
Tür des Generaldirektors angekommen, gelang es dem Teilhaber
des Geschäfts, diese aufzureißen und um Hilfe zu rufen. Im sel-
ben Augenblick war der jugendliche Verbrecher verschwunden, um
bis heute ist es der Polizei noch nicht gelungen, seiner habhaft zu
werden.

Schwedischer Sieg über die Trunksucht. Nach dem sogenannten
Gotenburger System, das die Schankstätten in vollständigen um-
wandelte und den Alkoholverkauf stark beschränkte, gab es in Schwe-
den eine kurze Periode absoluter „Prohibition“, die aber ebenso
ungünstige Folgen (Schmuggel, schlechte Ware usw.) hatte wie in
Amerika. Nunmehr ist das System Bratt eingeführt, das dem
Staat im Jahre eine Summe einbringt, die fast 200 Millionen
Mark entspricht und den krankhaften Alkoholismus und die schlim-
men Folgen der Trunksucht ganz beseitigt hat, wobei es doch jeder-
mann freistellt, seinen Durst reichlich zu stillen. Die staatlichen
Brauereien produzieren Pilsener Bier, dessen Vertrieb nicht
eingeschränkt wird. Der Import der schweren englischen und deut-
schen Biere ist verboten. Um Wein zu kaufen, muß man sich
an die Zentrale oder ihre Filialen wenden, Namen, Alter, Beruf,
Höhe der Steuern und der Miete angeben. Da der Wein ziemlich
teuer ist, bedarf es da kaum einer Einschränkung der gewünschten
Quantität. Diese findet nur beim Vorkauf statt, der in Schweden
ziemlich billig hergestellt wird. In den Restaurants ist das
Trinken nur erlaubt, wenn man dazu eine Mahlzeit einnimmt,
wobei an Porto, Madeira, Cognac usw. nur eine bestimmte Menge
ausgeschenkt werden darf. Alle Einkünfte der Zentrale sind staat-
lich. Die Statistik ergibt, daß in den Zeiten der absoluten Prohi-
bition die Zahl der Fälle von Delirium und von Delikten aus
Trunksucht viermal größer war als jetzt, wo sie auf ein Minimum
reduziert ist.

Fröhliche Ecke.

Neue Automobil-Anekdoten.

Die bekannte Glaze.

Das Auto war in der Dunkelheit gegen einen Meilenstein
gefahren, war umgekippt und die sechs auf das sorgfältigste in
Pelze und Fußklade eingehüllten Insassen waren dabei in den
Sänce des Chauffeegrabens gepurzelt, wobei ein dicker Herr mit
großer Glaze den Hut verlor. Bei dem allgemeinen Bestreben,
sich aus dem strampelnden Chaos herauszuarbeiten, faßte die
Hand einer Dame auf diese Glaze und wurde mit einem erschred-
ten „Huch, wer ist das?“ schnell zurückgezogen.

„Hier Müller!“ ächzte der Glazenbesitzer als Antwort.
„Ach Gott, Herr Müller,“ rief da jene Dame voll Entsetzen
aus, „Sie haben sich aber gut die Hosen zerissen.“

Ueberrfahren.

Der Polizist rief: „Halt!“ Aber der Chauffeur fuhr weiter.
„Halt, halt, halt!“ rief der Polizist mit allem Stimmumfang.
Da drehte der Chauffeur endlich den Kopf und hielt.

„Warum halten Sie nicht?“ schnauzte ihn das Auge des Ge-
fetzes an.

„Ich dachte, es sei einer, den ich überfahren hatte,“ sagte
darauf der Chauffeur mit naiver Offenheit.

Vor Gericht.

Nichter: „Sie haben sich nicht nur wegen Diebstahls eines
Autos zu verantworten, sondern auch wegen Ueberschreitens der
Fahrgeschwindigkeit.“

Dieb: „Aber, Herr Richter, sollte ich mit einem gestohlenen
Auto denn etwa langsam fahren?“

Verantwortl. Schriftleiter: i. B. Alexander Jurisch, Poznań.